



Artur Becker
Von der Kraft der Widersprüche

THELEM

Chamisso-Poetikdozentur 2020



**Veranstaltet und herausgegeben von der
Sächsischen Akademie der Künste**

Redaktion: Walter Schmitz

Artur Becker

VON DER KRAFT
DER WIDERSPRÜCHE

Mit einer Einleitung von
Christian Lehnert
und einem Anhang
»Über Artur Becker«

THELEM

2020

CHAMISSO

PROFESSOR

PHILOSOPHIE

UND

RECHTSGESCHICHTE

DER

UNIVERSITÄT

PHILOSOPHIE UND RECHTSGESCHICHTE
DER UNIVERSITÄT
CHAMISSO
PROFESSOR

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im
Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.
Bibliographic information published by the Deutsche Nationalbibliothek
The Deutsche Nationalbibliothek lists this publication in the Deutsche
Nationalbibliografie; detailed bibliographic data are available on the
Internet at <http://dnb.d-nb.de>.
ISBN 978-3-95908-423-9

Redaktion: Walter Schmitz | Viktor Hoffmann

© 2021 THELEM Universitätsverlag und Buchhandlung GmbH & Co. KG
Dresden und München
<http://www.thelem.de>
Alle Rechte vorbehalten. All rights reserved.
Gesamtherstellung: THELEM
Gestaltungsvorlage: Viktor Hoffmann (THELEM)
Made in Germany.

für Magdalena

Inhalt

Holk Freitag

Grußwort des Präsidenten der Sächsischen Akademie der Künste 11

Christian Lehnert

Einführung zur Chamisso-Dozentur mit Artur Becker 13

Artur Becker

Von der Kraft der Widersprüche 25

Epilog

Pustebäumen 153

Literarische Begegnung mit Felix Nussbaum (2016)

Auf der Suche nach einem Zuhause 161

Gespräch mit Axel Helbig (2012/2016)

Walter Schmitz

Von und über Artur Becker 187

Über dieses Buch 286

Quellenverzeichnis 287

Abbildungsverzeichnis 288

Inhaltsverzeichnis 291

Grußwort des Präsidenten der Sächsischen Akademie der Künste

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

dies ist für die Sächsische Akademie der Künste, die die Chamisso-Poetikdozentur in Dresden neu eingerichtet hat, für ihre Partner und für alle, die sich für die Integration fremder Menschen in unserem Lande einsetzen, ein guter Tag. Ich danke allen, die sich für das Gelingen dieses Projektes eingesetzt haben und einsetzen – und ganz besonders danke ich Artur Becker, dass er diese erste neue Poetikdozentur im Namen Chamissos übernommen hat.

Als 2012 der frühere Stifter die Poetikdozentur in Dresden nach zehn Jahren aufkündigte, weil er meinte, die Sache hätte ihren Zweck erfüllt, weil auf Deutsch schreibende Schriftsteller längst unverzichtbarer Bestandteil deutscher Gegenwartsliteratur seien, da lagen die Jahre nach 2015 und die verschärften Debatten um Migration und Integration noch vor uns. Natürlich war Deutschland schon damals ein Einwanderungsland, obwohl viele das nicht wollten und bis heute nicht wollen, auch wenn alle wissen, dass wir ohne fremde Hilfe nicht einmal mehr unsere Ernte einbringen können - auch damals war Deutschland schon multikulturell, obwohl auch das viele nicht wollten und bis heute nicht wollen. Diese Widersprüche zu thematisieren, ist uns in der Akademie ein Hauptmotiv, die Dozentur wieder aufleben zu lassen. Und Adelbert von Chamisso, an den sich zu erinnern immer wieder Anlass ist, dient uns dabei als Maßstab. Er war adelig und er war Migrant, seine Familie floh während der Französischen Revolution nach Deutschland. Er beteiligte sich als Naturforscher an ausgedehnten Forschungsreisen und leistete als Schriftsteller Bedeutendes für die deutsche Literatur, obwohl Französisch seine Muttersprache war, und so ist er vor fast zwei Jahrhunderten ein Vorgänger unseres heutigen Poetikdozenten.

Wir erinnern also an einen Autor, der seinen Kulturraum verlassen und sich in einem neuen Umfeld engagiert hat. Dies, sein Blick für soziale Missstände und seine Aufgeschlossenheit für alles Neue, machen ihn in übertragenem Sinne zu unserem natürlichen Partner.

Die Chamisso-Poetikdozentur zeichnet Autoren aus, die seinen offenen, kritischen Blick teilen, die aus der persönlichen Erfahrung eines Sprach- und Kulturwechsels heraus in ihren Werken Fragen unserer globalisierten Welt reflektieren. Dabei geht es uns darum, die Suche nach unserer Identität in einen europäischen Kontext zu rücken. Auch wenn Europa derzeit alles andere als ein geschlossenes Bild abgibt, kann und will ich keine andere als eine europäische Perspektive bei der Lösung unserer Probleme denken. Wenn wir heute einen Blick auf Europa werfen, gibt es mindestens drei Blickwinkel: den aus Sicht der westlichen EU, aus Sicht der östlichen EU und den aus Sicht der europäischen Länder außerhalb der EU. Ich denke, dass der Poetikdozent Artur Becker uns helfen kann, wieder das Ganze Europa zu sehen.

In seinem Text *An Adelbert von Chamisso* erinnert Artur Becker an dessen Erzählung von Peter Schlemihl, der seinen Schatten verkaufte und, obschon er seine Seele nicht preisgab, doch als Fremder abseits von allen leben muss und damit zum bewegenden Exempel für all jene wurde, die in der Fremde leben. »Verehrtester!« – so beginnt Artur Becker seinen Text– »Sie haben auch mich nicht vergessen, der ich doch so viele, viele Jahre, Leben, Tode und Generationen später nach Deutschland kam, um meinen eigenen Schatten zu suchen, den ich in meinem masurischen Geburtsland für immer verloren habe.« Wir werden in Artur Beckers Poetikdozentur mit verfolgen können, wie die »Suche nach dem Schatten« in Vergangenheit und Gegenwart intellektuell produktiv wird.

Holk Freytag
am 24. 9. 2020, Zentralbibliothek

Christian Lehnert

Einführung zur Chamisso- Dozentur mit Artur Becker

I. Die Identität der Kosmopolen und die Rückkehr der Nationalismen

Lavabrocken, so weit das Auge reicht, bis hinunter an den schwarzen Strand. In dem wogend-starren Schotterfeld pfeift der Passat, summt an Graten und Klüften, in Hohlgängen, über hauchdünnen Blasen, in Adergeflechten aus Stein. Die bizarren Formen machen hellwach, sie dürsten nach Namen: Dort ein kobaltblaues Ei ... ein grünes Rippenmuster von weißen Flechtenflecken überzogen ... ein Überhang schwappt ins stille Wundrot ... kraterdurchsetzter Fels wie ein Mond. Dort eine versteinerte Larve ... dieses silbrig schimmernde Flöz ist der Flügel einer riesigen Libelle in ihrer Metamorphose ... gläsern schwarze Gefäße ... und immer Abbruchkanten, Skalpellschärfe und dazwischen wohlige Höhlen wie Herzkammern der Vulkaninsel. Ich streife durch eine Handschrift, erkaltetes Magma wie Majuskeln in Zeilen, die ein verstummtes Geräusch bergen – Bewegung, überlebt vom Stoff. Dieses *mar de lava*, »Meer aus Lava« rauscht nicht, seine Wellen liegen still, seine Strömung ist erstarrt. Erstaunlich schnell fließende Gesteinsschmelze schoß vor zweihundert Jahren an dieser Stelle aus mehreren kleinen Kratern, selbst die grasenden Ziegen konnten nicht mehr fliehen und verkohlten zischend. Nun ist alles Spur. Die zersplitterten Flächen bezeugen, was war, geronnene Steine, die Flut, und wie sie blieb.

Warum führe ich Ihnen diese ferne Landschaft vor Augen am Anfang eines Abends mit Artur Becker? Es ist zunächst ganz einfach: In dieser

Landschaft, auf der Insel Lanzarote begegnete ich seiner Prosa zuerst, als Leser, und sie ist für mich verbunden mit seinen Texten. Erstes Lesen und Landschaft überlagerten sich. Aber dass ich die Überschneidung wahrnahm, darüber nachdachte, war nicht zufällig – wie überhaupt Assoziationen nie zufällig sind. Diese Landschaft hat größte Ähnlichkeit mit meinen Lektüreeindrücken im Werk Artur Beckers. Auf der Oberfläche nüchtern, ja abgekühlt im Stil, ausgehärtet, zeugen die Sätze seiner erzählenden Prosa und seiner Essays von geschichtlichen Beben, kaum verborgenen Tiefenverletzungen. Brechungen allüberall, Grate und Risse. In ihnen leben die Schatten von Krieg, von Gewaltexzessen, von Vertreibung, von verlorenen oder krampfhaft behaupteten Identitäten – und diese Schemen sind bis heute nicht harmlos.

Artur Becker ist ein genauer und sprachmächtiger Übersetzer polnischen Denkens und Empfindens in deutsche Vorstellungsräume, und dabei ist er selbst irgendwo dazwischen, hier und dort und nicht hier und nicht dort – und auch das verband das erste Lesen mit meinem Ort dieses Lesens auf der Vulkaninsel Lanzarote, und das zweite und weitere Lesen verstärkte den Eindruck. Denn diese Insel besteht aus einer Kette von Kratern, ist entstanden in einer Verschiebung. Eine Platte der Erdkruste bewegt sich hier über einen wunden Punkt, einen Glutpunkt, einen Hotspot – und immer wieder schlägt er durch, lässt Magma aufschießen, und so reihen sich wie an einer Naht die Krater aneinander. Artur Beckers Romane leben von ähnlichen Verschiebungen über historischen Hotspots – Figuren gehen fort, die Alten sterben und verstummen, und dennoch bricht plötzlich an unerwartetem Ort eine Wunde auf, die nie verheilte. Plötzlich ist wieder da, was vergangen schien, und bringt die Lebenden aus der Bahn, und es entsteht eine Kette von biographischen und geschichtlichen Kratern durch die Zeit.

Artur Becker führt uns meisterhaft vor, wie kulturelle und nationale Identitäten verwirrend vielschichtig sind, unübersichtlich, kaum beherrschbar vom begrifflichen und politischen Denken, liegen doch immer zu viele Leichen im Keller – und dabei hat er die große Sehnsucht nach einem anderen Ort, einer Anderwelt, Kosmopolen, ein Zuhause, an dem die Geschichte utopisch geheilt sei und wo sich Menschen schlicht

als Menschen begegnen können. Aber dazu gleich mehr und genauer von ihm selbst.

Artur Becker, 1968 in Bartoszyce in Masuren geboren, lebt seit 1985 in Deutschland. Er stammt aus einer deutsch-polnischen Familie, und immer wieder betritt seine Prosa und Lyrik die unsicheren Bezirke, die mit Worten wie »Heimat«, »Identität«, »Nationalität« oder »Fremde« schillernd umrissen sind. Polen, Masuren – das ist eine »alte Heimat« wie eine »verlassene Liebe«, ein Erinnerungsraum für den Autor, der so viele Geheimnisse birgt, so viele alte und neue Gespenster, so viel Kindheit und mythische Kräfte, daß er immer wieder dahin schreibend zurückkehrt. Oder soll man es in einem Bild der Kabbala sagen, wie es dem in Theologie und Mystik bewanderten Autor vielleicht nicht fremd wäre, daß ein Teil seiner Seele dort ist und umherzieht und wandert?

Stoffe sagen nicht alles bei einem Autor wie Artur Becker, der oft vom Gedanken her seine Texte entwirft und Zitate und philosophische Exkurse liebt – aber sie sind doch auch beredt: In dem Roman *Dadajsee* von 1997 kehrt ein polnischer Gastarbeiter aus Deutschland zurück in seine Heimat. In der Novelle *Die Zeit der Stinte* geht ein deutsch-polnischer Emigrant den Spuren eines Mordes am Kommandanten eines KZ-Außenlagers nach. Im Roman *Wodka und Messer. Lied vom Ertrinken* kehrt ein Solidarność-Dissident in sein Heimatdorf zurück, und es ist eine Reise in die Welt der Toten und der Vergangenheit um die Jahre des Kriegsrechts und in die Arme eines ertrunkenen Mädchens. *Vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang* heißt, einen Psalm zitierend, ein Roman, der in Polen um 1989 spielt. Dann jüngst *Der Drang nach Osten*, ein autobiographisch gefärbtes Erzählwerk, das sich tief in masurisches Erinnern nach dem Ende des letzten Weltkrieges gräbt. Wie Eisenspäne um einen Magneten richten sich die Bücher Artur Beckers um einen Anziehungspunkt aus – seine Herkunft, die eben gar nicht so klar ist. Über den »Drang nach Osten« werden wir vielleicht noch sprechen, auch über katholisch-kommunistische Kindheit, über deutsch-polnisches Erinnern.

»Mein Herz ist in Polen, mein Intellekt in Europa und mein Körper gehört Gaia, unserer gemeinsamen Mutter Erde ...« so schreibt Artur Becker in seinem Essay *Im Zug durch Deutschland*. Und ich will zu der

polnisch, europäisch, griechischen Ahnenfolge ergänzten – er schreibt das auf Deutsch, nicht in seiner Muttersprache also. Wir betreten heute in ersten Teil der Chamisso-Dozentur Artur Beckers einen unsicheren Boden, so viel ist klar: *Die Identität der Kosmopolen und die Rückkehr der Nationalismen*.

II. Entwurzelung und Freiheit

Ein Mann sitzt an einem stillen Fluss und betrachtet sein Spiegelbild. Er sieht und hört nichts um sich herum, starrt ins Wasser. Da tritt ein Passanten zu ihm, der ihn besorgt fragt, was er denn da tue.

»Ich weiß nicht«, sagt der Mann sehr langsam, »bin ich das in dem Strom dort, oder das«, indem er auf sich deutete, »was hier in den Strom sieht?«

»Was Sie dort sehen«, antwortet ihm der Passant, »scheinen Sie zu sein; was hier sitzt, sind Sie.« Darauf der Mann: »Ja wohl, scheinen: Scheinen, das ist's! Ich scheine mir zu sein. Wer doch wüsste, ob und was er wäre!«

»Sind Sie nicht«, fuhr der Vorübergehende fort, »wenn ich fragen darf, Herr Soundso?«

»Sie nennen mich so, ja, es gab eine Zeit, wo ich das war. Wo ich ganz innig, so wahr, so lebendig mich fühlte. Aber eigentlich«, so endet er, »bin ich nur der Schatten eines Traumes, verloren in der Unendlichkeit, suche mich und finde mich nirgends.«

Diesen Wortwechsel hat der romantische Arzt Christian Reil vor zweihundert Jahren aufgeschrieben, als Beschreibung einer seelischen Krise. Aber so ein Begriff wie »seelische Krise« verkleinert eigentlich, worum es geht – denn in einer Krise befindet sich ja immer noch jemand. Hier aber ist niemand mehr – oder eben nur ein unsicherer Rest von Identität.

Der Dialog dringt tief. Diese Worte finden wohl in jedem Leser, auch einem mit stabilsten Selbstbewußtsein, eine verstörende Resonanz, einen inneren Ungrund. Dort berühren sich Selbstbild und Fremde in verwir-

render Weise: »Ich suche mich und finde mich nirgends.« Ist das der Grundton jeder menschlichen Selbstreflexion?

Wir haben mit Artur Becker in seiner ersten Chamisso-Vorlesung die Irritationen dieses Satzes betreten. In scharfsinnigen, ausgreifenden Kreisen hat der deutsch-polnische Autor Worte wie »Identität«, »Heimat«, »Herkunft« umkreist und wir sind mit ihm in ein Land geraten, das Kosmopolen heißt, ein Land jenseits nationaler Grenzen, die, wie er sagt, »die Erde aufschneiden wir eine Wassermelone«.

In der zweiten Vorlesung schauen wir gleichsam mit ihm erneut ins Wasser, in ein schwankendes Spiegelbild und fragen: Ist es vielleicht der Kontakt mit einem Flecken Erde, der Natur und dem Boden für einen Erdling, oder die mythischen, die Erinnerungswurzeln des körperlichen Menschen, die ihn gegenüber seinem Spiegelbild wahrhaftig machen? In wie weit sind Verwurzelung und Freiheit in der Seele Geschwister?

Artur Becker ist ein Autor, der mit Entwurzelung umgeht. Seit 1985 lebt er in Deutschland. Brüche durchziehen seine literarische Existenz, die tief greifen - am tiefsten vielleicht der Abschied von der polnischen Muttersprache im eigenen Schreiben. Zugleich trifft das Wort »Entwurzelung« sein Selbstverständnis nicht - denn so eindrücklich er zwar als Erzähler und Dichter das Land seiner Kindheit und Herkunft immer wieder beschwört, so ist er doch an einem Ort zu Hause, der in gängigen Kategorien von Raum und Zeit und Erinnerung und Ursprung nur bedingt zu fassen ist. In seinem Essay *Gegen den Tod*, steht Anfang ein Satz, verwirrend wie ein Koan, eine jener unlösbaren Fragen, wie sie von japanischen Zen-Meistern überliefert sind: : »Meine Emigration hat tiefe Wurzeln geschlagen und wuchert seit vielen Jahren prächtig vor sich hin.«

»Wir Kosmopolen haben eine gemeinsame Sprache, weil wir Nomaden in unserem Europa geworden sind.« So beschreibt Artur Becker den Freiheitsgewinn, der darin besteht, Perspektivwechsel einzunehmen und die Welt mit den Augen anderer zu sehen - eine besondere Gabe, die wohl alle Emigranten als harte Lektion lernen mußten. Das ist der Gewinn einer Entwurzelung, die andere Wurzeln schlägt, Freiheitswurzeln, jenseits nationaler Zuordnungen. Wie aber kann verhindert werden, daß solche Freiheit zu Beziehungslosigkeit wird, zur Luftwurzel, zur neuerlichen

Enge, in der ein bindingsloses Ich um sich selbst kreist? Brisant kommen Begriff und Metaphern in dem Titel zusammen, den Artur Becker über seine zweite Chamisso-Vorlesung gestellt hat.

Politisch betreten wir mit der Metapher der Wurzeln, verbunden mit der Frage nach ihrem Boden und einer Erde, das spüre ich schon, wieder arg vermintes Gelände – denn Polen vor allem hatte sehr veränderliche Grenzen, und die Spuren ihrer Verschiebungen im zwanzigsten Jahrhundert waren blutig bis an den Rand des Genozids. Was bedeutet diese geschichtliche Entwurzelung für einen Polen? Noch dazu einen, der in Deutschland lebt und auf Deutsch schreibt und als Pole auf Deutsch fragt: Warum haben Deutsche am 1. September 1939 Polen überfallen?

Ohne Zweifel sind die literarischen Wege des Autor Artur Becker höchst lesenswert in einer Zeit, in der politische Transformationen von vielen Europäern als Entwurzelung erlebt werden und andererseits Freiheit allerorten instrumentalisiert wird von einer globalisierten Wirtschaft, die auf schnelle Gewinne hin arbeitet. Die Wörter und die Bedeutungen, auf die sie weisen, sind unsicher geworden. Das sind Momente für Dichter und Erzähler.

III. Mystizismus versus Aufklärung

„Haben Sie schon einmal bei der Arbeit gebetet?
– Beim Schreiben? Meine Gedichte sind Gebete.“

Diesen Kurzwortwechsel kann man lesen in einem *Fragebogen zum Katholizismus*, in dem Artur Becker über sein Verhältnis zur Religion spricht. Nach all dem, was wir mit dem deutsch-polnischen Artur Becker in den ersten beiden Chamisso-Vorlesungen erlebt und durchdacht haben, überrascht diese bekenntnishafte Blitzantwort. Man mag denken: Wo alles in Bewegung geraten ist, hat ein Pole eben doch noch eine feste Stange in der Hand – den Katholizismus. Nun, so einfach ist es nicht. Denn diese Stange ist bei Artur Becker nirgends mehr fest gemacht. Er trägt die

Stange selbst, bestenfalls als Balancierhilfe auf dem Grat der Unsicherheit. Denn er schreibt auch: »Ich weiß, daß ich mir im Laufe der langjährigen Lektüren philosophischer, heiliger und ketzerischer Bücher meine eigene Religion zusammengebastelt habe aus vielen Bausteinen ...« Synkretismen, Häresien, Randbezirke der Sprache – das sind die religiösen Refugien des Intellektuellen. Nun sind Religionen keine abgeschlossenen Ideologien, wie ihre Gegner oft unterstellen. Sie sind Bewegungsformen des Denkens am Rand des Denkbaren, ein Suchen in Bildern und Metaphern hinaus in Offene – und so sind genau die Unsicherheiten, eben die Ketzereien und die Mystik, die Synkretismen und das wilde Denken ihr eigentlicher Lebensnerv. Relativ jung und auch ziemlich beschränkt auf Mitteleuropa ist die Vorstellung, der Dichter müsse sich von der Religion emanzipieren. Andernorts und zu anderen Zeiten waren und sind religiöses und poetisches Sprechen so nah verwandt wie Zwillingbrüder, beide sind unterwegs an der Grenze, wo die Wörter ihre Bedeutung verlieren, um diese neu zu finden, um das Unsagbare zu erkunden.

Artur Becker, der deutsch-polnische ›Spätaussiedler‹ aus Masuren, ist bewandert in Grenzen und Grenzüberschreitungen, auch im Erkennen von Niemandsland. Er ist ein geübter Schmuggler – trägt Erinnerung und andere geschichtliche Sichtweisen, andere Vorstellungswelten über die polnisch-deutsche Grenze. Er ist ein Nachfahr jenes griechischen Gottes, der in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten sehr beliebt war und einigen anonymen gnostischen Schriften als Pseudepigraph diente: Ich meine Hermes. Ein quirliger Hirten- und Wegegott war das, er übertrug das eine ins andere und war umso erfolgreicher, je mehr er dabei in der Unerkennbarkeit verblieb, ein Meister der Mimikry. Er galt als Beschützer der Reisenden und Patron der Dolmetscher. Seine besonderen Medien waren der Traum und der glückliche Fund. Zeichen des Hermes, die sogenannten Hermen, waren Steinhäufen am Wege. Man findet sie noch heute etwa im Sinai, sobald man die Touristenrouten verläßt. Die Beduinen nennen sie Rudschum. Basaltbrocken, übereinander getürmt, und in den Ritzen verfuert sie der allgegenwärtige Wind mit feinem Sand. Sie weisen unkenntliche Pfade über Geröll und Dünen und markieren Stammesgrenzen. Über diesen Steinen, so sagen es die Beduinen vom Stamm der

Ĝebeliya, die rund um das Katharinenkloster und in enger Symbiose mit den dortigen orthodoxen Mönchen leben, hausen die nomadisierenden Seelen der Ahnen und die klösterlichen Engel. Sie halten sich genau an der Grenze auf. Sie sind die Grenze. Sie bewachen die Male im Niemandsland.

Mit solchen Grenzen geht Artur Becker um. Das klingt esoterisch – ist es auch. Wenn man unter Esoterik jene für jedes Denken notwendigen Abenteuer des Spekulierens und Fabulierens, des Träumens und Spinnens versteht, die sogar in der Naturwissenschaft notwenige kreative Vorgänge sind, will man nicht nur im einmal Gedachten verharren. Artur Becker entzieht sich wohlthuend einem intellektuellen Mainstream, der von religiösen und spekulativen Ausflügen über das Mögliche und Machbare hinaus nichts mehr erwartet.

Ein zweiter Vorfahr Artur Beckers kommt mir da neben Hermes in den Sinn. Es ist der »Weise« in Kafkas Miniaturerzählung *Von den Gleichnissen*. Es heißt bei Kafka: »Viele beklagen sich, daß die Worte der Weisen immer wieder nur Gleichnisse seien, aber unverwendbar im täglichen Leben, und nur dieses allein haben wir. Wenn der Weise sagt: ›Gehe hinüber‹, so meint er nicht, daß man auf die andere Seite hinübergehen solle, was man immerhin noch leisten könnte, wenn das Ergebnis des Weges wert wäre, sondern er meint irgendein sagenhaftes Drüben, etwas, das wir nicht kennen, das auch von ihm nicht näher zu bezeichnen ist und das uns also hier gar nichts helfen kann. Alle diese Gleichnisse wollen eigentlich nur sagen, daß das Unfaßliche unfaßlich ist, und das haben wir gewußt. Aber das, womit wir uns jeden Tag abmühen, sind andere Dinge.«

»Gehe hinüber«, so sagt der namenlose Weise. Das große Thema der Religion, die »andere Seite«, ist hier gänzlich offen. Was ist denn dort drüben? Der Erzähler schaut in eine merkwürdige Leere. Niemand kann etwas sagen davon – auch der Weise nicht, denn er ist hier wie wir und weist nur hinüber. Ein Laufen »dorthin« ließe alle vorausgreifenden Begriffe und Erwartungen hinter sich. Wenn die Pragmatiker jedoch von der Nutzlosigkeit des Unfaßlichen sprechen, verharren sie genauso auf der Stelle wie jene, die ideologisch und dogmatisch das »Drüben« bereits »hierher« geholt zu haben meinen in ihren »religiösen Wahrheiten«. Beide lehnt Artur Becker ab – weder gehört er ins Lager der selbstsicheren Diesseits-

bewohner, noch in das der religiösen Ideologen. Wir finden bei ihm nichts weiter als das, was Kafkas Weiser anzubieten hat, eine Zeigegeste. »Dahin!«

Aber ist das nicht mehr, als wir erwarten können? Denn auch dem wirklich religiösen Gemüt steht kein verwertbares Wissen zur Verfügung, das von seinem eigenen Gehen selbst zu lösen wäre. Und so heißt es weiter bei Kafka:

»Darauf sagte einer: ›Warum wehrt ihr euch? Würdet ihr den Gleichnissen folgen, dann wäret ihr selbst Gleichnisse geworden und schon der täglichen Mühe frei.«

Ein anderer sagte: ›Ich wette, daß auch das ein Gleichnis ist.«

Der erste sagte: ›Du hast gewonnen.«

Der zweite sagte: ›Aber leider nur im Gleichnis.«

Der erste sagte: ›Nein, in Wirklichkeit; im Gleichnis hast du verloren.«

Erzähler und Leser stehen hier verwirrt an einer Schwelle. Der Text bleibt offen, läßt die unterschiedlichsten Folgerungen zu, und doch fehlt der Schlüssel. Hier beginnen auch Artur Beckers Streifzüge in die Religion, die sein Werk durchziehen. An dieser Schwelle heben seine Gedanken an zu »Mystizismus und Aufklärung«, ein Spurenlesen und Vorwärtstasten mit Hermes und Kafkas Weisem an der Hand und vielen anderen noch, die immer mitsprechen werden...



Identität der Kosmopolen und die Rückkehr der Nationalismen

(Jan Józef Lipski, Gustaw Herling-Grudziński,
Tony Judt und Theodor W. Adorno)

Für mich ist Adelbert von Chamisso auch ein Kosmopole, aber der Weg in die Republik, in der die Kosmopolen und die Chamissos dieser Welt leben, ist lang und beschwerlich. Ich will diesen Weg Ihnen ein wenig schildern und erleichtern ...

Ich bin an zwei Orten aufgewachsen: im masurischen Bartoszyce an der Grenze zu Warmia (Ermland), einem einst ostpreußischen Städtchen an der Alle namens Bartenstein, und im Erholungszentrum *Morena* am Dadajsee, einem Moränensee, der im Ermland liegt. Ich kenne eigentlich auch nur zwei Jahreszeiten wirklich gut: den Winter und den Sommer. Die Winter gehörten gänzlich unserem sozialistisch-katholischen Provinzstädtchen, in dem damals in den Sechzigern und Siebzigern des 20. Jahrhunderts Ermländer, Masuren, Deutsche, Polen, Ukrainer, Weißrussen und Juden sowie Flüchtlinge und Vertriebene aus den ehemals polnischen Grenzgebieten im Osten, aus Litauen und der Westukraine, lebten, und die Sommer regierten am Dadajsee, an dem ich zwischen 1970 und 1982 zusammen mit meinen Eltern die zweimonatigen Sommerferien verbrachte.

Bartoszyce liegt in meiner Erinnerung stets unter der ewigen Schneedecke Ostpreußens begraben, in diesem kalten baltisch-sibirischen Klima, auf das in meiner Kindheit noch Verlass war, während die ermländisch-masurischen Seen symbolisch immer für die Zeit der heißen Sommerferien und des sorglosen Lebens im Drei-Tausend-Seen-Paradies stehen werden. Denn dort in den Wäldern bauten wir Kinder Holzhütten, an den Seeufern spielten wir Badminton und im Bootshafen unseres Erholungszentrums

Morena bewunderten wir die Segler mit ihren Jachten und den weißen Segeln, die vor dem In-See-stecken im Wind flatterten und höllischen Lärm verursachten. Dort im Erholungszentrum schien die ewige Juli- und Augustsonne des Friedens, wobei uns die unzähligen Trinkgelage unserer Eltern am Lagerfeuer, an dem meine Mutter zusammen mit ihrer jüngeren Schwester, die heute in Calgary lebt, polnische Schlager gesungen hatte, so vorkamen, als würden wir alle fast jeden Tag an einem nicht enden wollenden Sommerfest teilnehmen. Es war heiß, schwül, und die Feldgrillen ahmten die Zikaden Italiens und Griechenlands nach – ich war glücklich und vereint mit der Natur und meiner Muttersprache, deren Einmaligkeit und Idiosynkrasie ich mir gar nicht bewusst war. Und regnete es, dann gewaltig aus allen Eimern und Zubern des ermländischen Himmels, manchmal sogar zwei Wochen lang.

Fremdsprachen wurden vor allem in unserem Bartensteiner Kino *Muza* gesprochen, da in Polen Synchronisation bis heute eine Seltenheit ist, und wenn mir jemand damals, 1978, nach der Vorführung des in Manhattan spielenden und die CIA-Machenschaften im Ölgeschäft entblößenden Politikthrillers *Die drei Tage des Condor* von Sydney Pollack erzählt hätte, ich würde im Jahre 2020 im Frankfurter Hotel Lindley wohnen, aus dem Fenster meines Zimmers auf das Gebäude der Europäischen Zentralbank blicken oder mit meinem Fahrrad entlang des Mainufers fahren, um in der Metzlerstraße auf der Terrasse einer Villa zusammen mit einer Freundin ein Glas Rosé zu trinken, die verheißungsvoll leuchtenden Wolkenkratzer anzustarren und über Chinas wirtschaftliche Expansion in Afrika zu diskutieren, hätte ich dem seltsamen Propheten sicherlich keinen Glauben geschenkt, sondern ich hätte ihn zum Teufel gejagt.

Und Fremdsprachen wurden auch im *Morena* gesprochen: vor allem Deutsch. Heute denke ich, dass die deutsch-deutsche Vereinigung in unserem Erholungszentrum in Polen ihren Anfang genommen hatte, bereits in den Siebzigerjahren, als es zwischen der durch die Kommunisten als revisionistisch verschrienen BRD und dem kommunistischen Polen zur Annäherung kam: nach dem Kniefall von Willy Brandt in Warschau und den Friedensverträgen von 1970.

Es war für uns Polen ein köstliches Bild, das uns da plötzlich Sommer

für Sommer dargeboten wurde – sozusagen ein deutsch-deutscher Fernsehabend –, wenn die sogenannten Osis und Wesis in unser Erholungszentrum kamen, ihre Autos vor den Bungalows parkten und anfangen, ihre Campingausrüstung auszupacken. Sie standen vor ihren Trabis oder Audis und leerten die Kombis und Kofferräume, die voller Schätze waren: Es kam uns vor, als wären die Deutschen nicht zu uns gekommen, um sich zu erholen und das Nachbarland besser kennenzulernen, sondern um eine umfangreiche Expedition in die masurische Wildnis zu machen. Unsere Eltern saßen in den Anglersesseln, schlürften warmes Flaschenbier oder Limonade und beobachteten das Spektakel. Und wir Kinder liefen um die vollbepackten Autos herum und staunten darüber, wie perfekt die Deutschen ausgestattet und organisiert waren. Tragbare Radios und Fernseher, Kettensägen, Zelte, Gaskocher, Konservendosen, Schwimmflossen, Angeln der Firma Shakespeare, Taucherbrillen, Campinggrille, Taschenlampen, auf dem Autodach Kajaks, Wanderschuhe, für die Kinder aufblasbare Delfine, dann noch die Außenborder für ein Schlauchboot und jede Menge Werkzeug, einfach nichts durfte fehlen.

Beim Auspacken ihrer Gerätschaften waren sie keine geteilte Nation mehr, sondern einfach Deutsche, und als Kind fiel es mir schwer zu begreifen, warum sie in zwei eigenständigen Staaten lebten. Der Zweite Weltkrieg war zu der Zeit, als die Deutschen anfangen, regelmäßig ihr westslawisches Nachbarland im Osten zu besuchen, in vielen polnischen Familien eigentlich immer noch nicht zu Ende gegangen, saß doch die Erinnerung an die Gräueltaten und das Leid der Okkupation in den Menschen viel zu tief, und nicht selten passierte es, dass den Besuchern aus der BRD wie auch der DDR ein alkoholberauschtes »Heil Hitler!« entgegengeschrien wurde, wofür wir uns schämten. Diese betrunkenen Störenfriede waren Kinder der Opfer und schlossen sich in ihren Bungalows oder Zelten auf dem Campingplatz ein, um Bier und Wodka zu trinken und Marihuana zu rauchen, wobei diese Droge in der Volksrepublik selbst Ende der Achtzigerjahre selten konsumiert wurde. Jedenfalls bemühten sich die meisten polnischen Zeitzeugen und Opfer der Besetzung durch die Nazis um einen friedlichen Umgang mit den deutschen Besuchern, so auch meine Eltern, die nicht nur für mich prominente Diplomaten und Brückenbauer

waren. Mein Vater, der Leiter des Erholungszentrums, konnte ein bisschen Deutsch, und meine Mutter, von der ich vermutlich ihre Neugierde und die Sehnsucht nach Begegnungen mit fremden Kulturen, Sprachen und Ländern geerbt habe, besaß keinerlei Berührungängste, und die langen, vertrunkenen, »versungenen« und »verdiskutierten« Abende und Nächte sind meine kostbarste Erinnerung: West- und Ostdeutsche saßen an einem Tisch zusammen und bewunderten uns Polen, weil wir in Danzig einen charismatischen Streikführer mit einer ungezügelter Fantasie und Zunge hatten, der nach seinem Friedensnobelpreis eine weltweite Bekanntheit erlangen sollte wie Nelson Mandela.

Gewiss, unsere Cousins und Verwandten aus Rostock, ist doch mein Vater ein Kind einer ostpreußischen Frau, die sich 1945 zum Polentum bekannt und einen Polen geheiratet hatte, machten Anfang der Achtzigerjahre während ihrer Besuche in Ermland und Masuren keine gute Figur: Ein landesweiter Streik in einem sozialistischen Staat war ihnen nicht geheuer, aber auch die westdeutschen Touristen, vor allem die Linken, schüttelten ihre Köpfe, da sie nicht begriffen, wie man Gewerkschaftler und gleichzeitig ein glühender katholischer Anbeter der Heiligen Mutter Gottes sein konnte.

Und trotz dieser religiösen, bei den westlichen Linken auf Widersprüche stoßenden Stärke der polnischen Arbeiterbewegung in Zeiten der damals nicht aufhören wollenden Streiks, was letztendlich in der Einführung des Kriegsrechts im Dezember 1981 gemündet hatte, ist die Einheit der *Solidarność* ein Mythos. Der gemeinsame Kampf gegen den Kommunismus konnte zwar rechtskonservative, linke, sozialdemokratische, liberale und selbst nationalistische oder gar trotzkistische Kräfte unter einen Hut bekommen und zähmen, aber nur bis 1989.

Man muss sich nämlich vorstellen, dass die *Solidarność*-Bewegung nicht nur der spontane Ausdruck der Sehnsucht nach ziviler, offener Gesellschaft im Sinne Karl Poppers war, sondern auch ein Produkt der nationalen Identität Polens, des unaufhörlichen Strebens nach Unabhängigkeit, und dessen Wurzeln liegen auch in der polnischen Romantik, im polnischen Messianismus und damit auch im Nationalismus. *Solidarność* war auch eine Art moderner Messianismus und moderne Revolution, jedoch im Sinne

der Bewahrung beziehungsweise Wiederauferweckung der nationalen Identität. Das heißt, dass *Solidarność* sich vor allem durch komplizierte Widersprüche in ihrer Freiheitsideologie auszeichnet.

Außerdem wurde ich schon als Kind von der katholischen wie auch der sozialistischen Ideologie philosophisch und politisch wachgerüttelt, sodass mir die zahlreichen Widersprüche, die nicht nur meine masurische Provinz beherrschten, sondern auch die Gesellschaft der Großstädte, schnell bewusst wurden. Ich will in dem Zusammenhang nicht bloß von der Hypokrisie der korrupten Parteisekretäre und des korrupten und demoralisierten Klerus sprechen – solche Verhaltensweisen gab es in jedem sozialistischen Staat –, aber ich hatte schon früh den Eindruck gewonnen, dass unsere Welt in Polen einer Tragikomödie glich, lebten wir doch in der Desillusionierung über die kommunistische Wirklichkeit, die nichts mit der versprochenen Utopie des gerechten und glücklichen Paradieses auf Erden zu tun hatte – einerseits; andererseits versprach man uns in der Kirche das ewige Leben im unsterblichen Reich Jesu Christi, doch die Priester und die Katechetinnen wirkten auf uns apathisch und jagten uns eher Angst ein, da ihr Gott gar nicht so barmherzig zu sein schien, wie sie ihn darstellten. Er litt für uns am Kreuz, seine Qualen und Tränen machten uns Kinder traurig und raubten uns den Lebensmut. Wir hatten andauernd ein schlechtes Gewissen, und die Predigten am Sonntag reinigten unsere Herzen nicht, damit wir jungfräulich bei der Kommunion Corpus Christi, die Oblate, herunterschlucken konnten, sondern vergifteten sie manichäisch, da uns Kindern kaum vermittelt werden konnte, warum wir seinen Leib essen mussten, warum der Priester sein Blut trinken musste. Die Eucharistie erschloss sich uns nicht.

Mein Vater konnte schon 1983 ausreisen, meine Mutter mit meinem jüngeren Bruder 1984, ich blieb in Bartoszyce allein, und ich war im Grunde genommen, was meine Begegnung mit der folkloristischen Religiosität anbetraf, heilfroh, als ich 1985 sechzehnjährig endlich den Reisepass bekam und vor diesem leidenden, mir ein schlechtes Gewissen einredenden Christus aus der Bartensteiner Kirche fliehen durfte, obgleich ich mir im Westen keine Rettung versprach, keine richtige Bleibe, denn eigentlich war ich nicht nur auf den Heiland und die Kommunisten, auf Jesus und

Marx, wütend, sondern auf die Welt der Erwachsenen und damit auch auf meine Eltern und darauf, dass sie mich, den angehenden polnischen Dichter, der 1984 in der *Gazeta Olsztyńska* als Lyriker debütierte, in die BRD entführt hatten.

Zur Emigration wurde ich gezwungen, war ich doch noch nicht volljährig, sodass ich meinen Eltern auf ihrer Flucht aus dem kommunistischen Ostblock hatte folgen müssen. Im Zug, der berühmten *Berolina*, nach Hannover freute ich mich jedoch darüber, dass ich meine Eltern und meinen Bruder nach der langen Zeit der Trennung endlich sehen und dass ich dem zum Scheitern verurteilten und durch den Homo sovieticus vulgarisierten Sozialismus den Rücken kehren konnte. Ich freute mich und zugleich bekam ich Angst, da ich mich schon erwachsen fühlte und weder meinen Eltern noch dem westdeutschen Bildungssystem gehorchen wollte – das Naturell des Polen ist rebellisch, was ihm allerdings oft zum Verhängnis wird, nur: Ich war in meiner Pubertät ein Nervenbündel, da nichts sicher zu sein schien, weder meine Zukunft noch die der Welt und Europas; voller Widersprüche in meinem Intellekt und Herzen stieg ich in Hannover aus der *Berolina* aus, um ein neues Leben zu beginnen. Aber ich war ein Mischwesen, eine Mischung aus Punker und Hippie, Trotzkiten und Anarchisten, Dichter und Erzähler.

Außerdem kam ich in dieses damals geteilte Land, in dem ich heute einer der 21 Millionen Bundesbürger mit dem sogenannten Migrationshintergrund bin, voller Erinnerungen und Zukunftspläne, die jedem Jugendlichen das Adrenalin in den Kopf steigen lassen, aber in Wahrheit wurde ich sofort stumm: Ich musste erst Deutsch lernen, denn 1985 lasen wir am Verdener Gymnasium *Die Deutschstunde* und *Sansibar oder der letzte Grund* und ich verstand nur Bahnhof, ohne zu wissen, dass ich in Verden an der Aller von 2000 bis 2020 in der Bahnhofstraße wohnen und fünfzehn Bücher schreiben würde.

Mein Deutsch steckte damals jedenfalls noch in den Kinderschuhen und ich konnte lediglich literarisch denken – und psychologisch –, jedoch nicht in der deutschen Sprache, sondern in der polnischen, weil ich ein stummer masurischer Fisch war: Für ein halbes Jahr verstummte ich und lernte den Duden auswendig.

Identität der Kosmopolen und die Rückkehr der Nationalismen

Aber 2003 lernte ich vor allem Siegfried Lenz kennen, ich Schriftsteller, Pole, Kosmopole, zumindest ein angehender, und ich stellte fest, dass Siegfried Lenz mit mir so sprach, als wäre ich tatsächlich sein ostpreußischer Landsmann. Er benutzte sogar einmal das Wort, den konkreten Begriff: Landsmann, doch ich war dieser Zeitgenosse nicht, weil ich sofort, in jedem Moment – ich brauchte nur das Maul aufzumachen – auf meine polnische Herkunft reduziert werden konnte, und ich staunte über die Frage, die mir Siegfried Lenz gestellt hatte: »Und sprechen Sie noch Polnisch?« Ich war wieder stumm. Zumindest für einen Augenblick, denn er sagte als Nächstes: »Ja, ja, das waren furchtbare Zeiten, aber es ist schon so lange her, ach Gott, Masuren!« Ich habe damals sofort verstanden, dass Lenz ebenso nicht nur auf seine Herkunft reduziert werden wollte – so wie ich in meinen Anfangsjahren in der BRD nicht mehr auf meine polnisch-ostpreußische Herkunft reduziert werden wollte: auf meinen polnischen Akzent, das rollende R. Wir haben doch in unserer Volksrepublik Julio Cortázar und Thomas Bernhard gelesen, Pat Metheny und King Crimson gehört, und wir lebten im Mitteleuropa Milan Kunderas, und Polen war eigentlich das liberalste Land in diesem stalinistischen Jalta-Komplex – neben Tschechien und Ungarn. Ich musste nur Deutsch lernen, den Zungenbrecher für einen Slawen, und ich musste begreifen, was eigentlich zwischen 1933 und 1945 in diesem Land passiert war, wie es zu diesem totalen moralischen Versagen einer ganzen Nation in einem der wichtigsten – kulturgeschichtlich betrachtet – Staaten Europas kommen konnte.

Aber nach fünfunddreißig Jahren des Schreibens und Publizierens in meinem Deutschland bin ich wieder ein Heimatloser geworden – ein Hotelmensch, der in seinem Hotelroman *Der unsterbliche Mr. Lindley* wohnt, in der Fiktion also, aber auch in der Realität, in unserer digital-virtuell-mobilen Wirklichkeit der globalen Diversitäten.

Ich sehe in meiner erneuten Heimatlosigkeit, die am Tag der Liquidierung meiner elterlichen Wohnung in Bartoszyce 1985 den Anfang nahm, eine natürliche Konsequenz, zumindest für mein Schicksal und für mein Selbstverständnis, das sich darin ausdrückt, dass ich Kosmopole bin, der in der Freiheitsrepublik Kosmopolen wohnt, dem »Dritten Raum des

Aussprechens«, wie es Homi K. Bhabha postuliert hat, der die Hybridität im Werk der Migrationsautoren zum Ausdruck bringen soll. Meine Republik Kosmopolen liegt in der Tat zwischen den Welten – nicht nur zwischen Deutschland und Polen. Ich habe sie in meinem Essayband von 2016 mit dem gleichnamigen Titel so beschrieben: als einen Ort, an dem unsere Identitäten nicht verlorengingen, obwohl wir Migranten unsere Geburtsorte endgültig verlassen hätten, denn wir lernten, sie zu bewahren und auch für die Einheimischen attraktiv und nützlich zu machen. Ich habe auch postuliert, dass diese Freiheitsrepublik Kosmopolen ein hybrider, geistiger Raum, ein Pendant zu dem öden Land Ulro sei, in der poetischen Symbolik von William Blake die moderne Hölle auf Erden, in der Technokratie, der kalte Verstand, das spöttische Gelächter und das Gefühl, unsere endliche Existenz sei absurd, vorherrschen würden.

Und ich bin nicht einfach aus Verden nach Frankfurt am Main umgezogen. Meine Ehe ging nach dreißig Jahren zu Bruch, und ich musste Verden und mein Arbeitszimmer in der Bahnhofstraße verlassen. Ich musste eine lange Phase in meinem Leben abschließen, die Vergangenheit wieder auf ein Abstellgleis stellen, damit sie dort auf mich wartend eines Tages eine literarische Reife erreicht, sodass ich dann auch über meine deutsche Vergangenheit werde schreiben können.

Der Abschied von der deutschen Wohnung in Verden glich allerdings dem Abschied aus Bartoszyce, wo ich 1985 eine vollkommen leere Wohnung meiner Eltern neuen Mietern überlassen hatte – im Flur hing bloß nur noch der Spiegel, dem ich zum Abschied sagte: »Adieu! Wir sehen uns nie wieder! Danke Wohnung!« Das gleiche Ritual wiederholte ich in Verden: diesmal aber von Deutschland nach Deutschland auswandernd, auswandernd, weil der konkrete Raum in Verden und Bremen für mich aufgehört hatte zu existieren – er verwandelte sich in die totale Vergangenheit, wie einst meine Volksrepublik Polen.

Recht hat also Josif Brodsky, der in seinem Essay *Der Zustand, den wir Exil nennen* von 1988 schreibt, dass der Exilant ein besonderes Verhältnis zu seiner Vergangenheit habe. Sie sei eigentlich alles, was er besitze. Und doch gibt es zwischen der Zeit des Kalten Krieges, in der er diesen Essay schrieb, und unserer Gegenwart einen feinen Unterschied. In unserem Hier

und Jetzt finden wir einen Ort namens Exil nicht mehr so leicht, befindet sich doch unser Planet in einer globalen Metamorphose: klimatisch, wirtschaftlich, politisch, ideologisch und seit Neuestem pandemisch. Was nützt es also für einen Dichter heute, in die USA zu fliehen, die von einem antidemokratischen, weil zum Autoritären neigenden Präsidenten regiert werden? Das Imperium, wie Brodsky auch die USA nannte, verwandelte außerdem seit dem Zweiten Golfkrieg den Nahen Osten in eine Pulverfassregion, was für Europa und auch seine Kolonialgeschichte enorme Konsequenzen hat: Zwischen einem Kriegsflüchtling und einem Exildichter gibt es jedoch einen wesentlichen Unterschied – der Dichter rettet sich ja ins Exil nicht nur deshalb, um dem Terror zu entgehen, um seine Haut und Familie zu retten; er muss wieder in Freiheit über die Dinge schreiben können, die seine Emigration, den Entschluss zu dieser, überhaupt erst herbeigeführt haben. Wer aber gibt diesem Dichter auf seiner Flucht die Garantie, dass er sich zum Beispiel in Deutschland wirklich sicher fühlen könne? Natürlich niemand, da nicht nur das Klima verrückt spielt: Die Radikalisierung der religiösen Fanatiker oder der Rassisten ist ein weltweites Phänomen geworden. Und dass man seinen Computer hacken kann, ist heute schon so etwas wie ein Kavaliersdelikt. Weder die USA noch Deutschland, wo vor den Synagogen schwer bewaffnete Polizisten stehen und wo es mehr antisemitische Vorfälle gibt als in Polen, das im Allgemeinen als ein antisemitisches Land gilt – fälschlicher Weise –, sind heute sichere Exilinseln, die sie einmal, speziell vor 1989, gewesen waren. Ein Dante oder Luther hatte in seiner jeweiligen Epoche ganz andere Bedingungen, um die Flucht ins Exil zu organisieren. Sie waren weder schlechter noch besser im Vergleich zu unseren heutigen Bedingungen, doch was damals anders war – vor allem die nationale Identität und den christlichen Glauben betreffend –, ist der Umgang mit dem Preis, den man für sein Exilleben zahlen muss. Heute ist man als Exilant nicht mehr auf die Gunst eines progressiven Fürsten und Mäzenen angewiesen, der fortschrittliche Dichter, Künstler und Geister um sich schart. Eine demokratische Verfassung setzt sich heute für den Exilanten und Emigranten ein, um sein Leben und sein Werk zu schützen. Und deshalb und nur aus diesem Grunde sind rechtskonservative und rechtsnationale Parteien, Bewegungen und vor allem Medien so

gefährlich – sie lassen für die Idiosynkrasie eines Emigrantendaseins keinen Spielraum. Sie reduzieren ihn auf den fremden Mann, der vor der Tür steht und Brot stehlen will. Sie instrumentalisieren die Angst und erschaffen so eine künstliche Niedergangsstimmung der Kultur.

Hat sich jemals ein Dichter aus Dresden Gedanken darüber gemacht, wie ich mich fühlen muss, der ich Artur Becker heiße, der ich von meinen polnischen Zeitzeugen weiß, wie der Generalleutnant der Waffen-SS und Polizei Heinz Reinefahrt im Warschauer Aufstand von 1944 mordend gewütet hatte, wenn ich auf ein soziales Schmarotzertum reduziert werde? Ja, meine Eltern wollten ein besseres Leben – deshalb entschieden sie sich kurz nach der Aufhebung des Kriegsrechts 1983, nach Westdeutschland auszuwandern, das stimmt, aber eigentlich hatten sie sich damals vor allem für die Offene Gesellschaft entschieden – für eine funktionierende Verfassung, Konstitution. Eben nicht nur für das Brot.

Und dann gibt es noch die Kehrseite des Ganzen.

Der heutige Exilant, der weltweit großen Ruhm genießt, zeichnet sich allerdings gelegentlich durch eine merkwürdige Naivität aus. Nach drei Jahren in einem Berliner Exil wird man noch nicht verstehen, dass die Deutschen in erster Linie Menschen sind: Für diese so banale Erkenntnis braucht ein Exilant viele Jahre, insbesondere dann, wenn er unter Defätismus leidet. Eine Flucht nach London wird weder die Deutschen noch die Engländer beeindrucken, und die Schubladisierung, die Reduzierung auf Mentalität, die Muttersprache, den kulturgeschichtlichen und nationalen Kontext, in dem ein Bild von einem Land entsteht, sind typische Merkmale einer sehr einseitigen, weil beschneidenden Perspektive, da auch der Exilant sein neues Zuhause verfremden kann. Wer als Exilant bzw. Emigrant nicht allegorisch denkt, wird in seiner Heimatlosigkeit bis zu seinem Tod gefangen bleiben wie in einer Ungezieferfalle. Er muss sich den »Dritten Raum des Aussprechens« schaffen, da er in seinem Exil niemals die Person wieder werden kann, die er einmal zu Hause gewesen ist: selbst dann nicht, wenn er sich für den Wechsel der Literatursprache entscheidet. Er wird sie, seine neue Sprache, lediglich bereichern, erweitern und noch offener für neue humanistische und geistige Ideen machen, was doch schon als großer Erfolg gewertet werden kann, aber er wird nie in ihr heimisch werden, wie

Identität der Kosmopolen und die Rückkehr der Nationalismen

es die Muttersprachler sind, die mehr oder weniger durch ihre Sprache gefangen genommen werden – sie sind von ihr besessen und sehen in ihr ihre einzige geistige und literarische Heimat. Was wäre ein Czesław Miłosz ohne seine polnische Muttersprache? Er betonte oft, sie sei in schwierigen Augenblicken, zum Beispiel während des Zweiten Weltkriegs oder im kalifornischen Exil, in dem er sich aus Einsamkeit mit den weißen Möwen über der Bucht von San Francisco habe unterhalten müssen, seine einzige Rettung gewesen.

Meinen nationalen, in Polen geschneiderten Mantel empfand ich allerdings schon in meiner Heimat als störend: Das Vaterland, das ich dort auch als Mutterland einmal besessen hatte, ist für einen polnischen Intellekt eine Bürde. Man kann sich verlaufen und dem Nationalstolz und der ewigen Opferrolle direkt in die Arme laufen: Das ist eine traurige und ermüdende Gefangenschaft. Eines der schönsten Gedichte zu diesem Thema aus polnischer Feder stammt von Miłosz, der in *Meine treue Sprache* schreibt (zitiert in meiner Übersetzung):

Meine treue Sprache,
Ich stand dir stets zu Diensten.
Nacht für Nacht stellte ich vor dir Schälchen voller Farben auf,
damit du eine Birke und eine Heuschrecke und einen Gimpel haben könntest,
wie sie in meiner Erinnerung erhalten geblieben sind.

Und das hat über viele Jahre hinweg so gedauert.
Du warst mein Vaterland, weil ein anderes gefehlt hat.
Ich dachte, dass du auch eine Vermittlerin werden würdest
zwischen mir und guten Menschen,
selbst wenn sie zwanzig oder gar nur zehn gewesen
oder noch gar nicht geboren worden wären.

Jetzt gebe ich meine Verzweiflung zu.
Es gibt Zeiten, da scheint es mir, ich hätte mein Leben verschwendet.
Denn du bist eine Sprache der Erniedrigten,
eine Sprache der Unverständigen und solcher,

die sich selbst vielleicht mehr hassen als andere Nationen,
 und du bist eine Sprache der Spitzel,
 eine Sprache der Verwirrten,
 die krank sind vor eigener Unschuld.
 Aber ohne dich, wer bin ich dann.
 Nur ein Schullehrer irgendwo in einem fernen Land,
 a success ohne Angst und Demütigung.
 Nun, wer bin ich ohne dich.
 Ein Philosoph wie jeder andere.
 Ich verstehe aber, das sollte meine Erziehung sein:
 der Glorienschein der Individualität wird abgenommen,
 dem Sünder aus einem Moralspiel
 vom Schicksal der rote Teppich ausgerollt,
 und zur selben Zeit wirft eine magische Laterne
 Bilder menschlicher und göttlicher Qualen auf die Leinwand.

Meine treue Sprache,
 vielleicht bin ich es, der dich retten muss.
 Also werde ich weiterhin Schälchen mit Farben vor dir aufstellen,
 mit den hellen und saubereren, wenn möglich,
 weil im Unglück stets etwas Ordnung oder Schönheit benötigt wird.

Berkeley, 1968

Miłosz ist mein Meister, und ich liebe seine Ironie, seinen universellen, ja kosmischen Blick aus der Vogelperspektive. Aber um ehrlich zu sein, hatte ich in meiner polnisch-sozialistischen Schulzeit schnell eine Aversion gegen die pathetischen und rhetorischen Gefühlsausbrüche entwickelt, die jede sozialistische Partei- oder Nationalfeier begleitet hatten, so den 1. Mai zum Beispiel. Die Rednerpulte glühten vor Hass auf sozialistische Feinde, und das Wort Vaterland war heilig und überall zugegen, omnipräsent auf den Straßen, im Rundfunk und Fernsehen, in den Fabriken und in den Schulen. Und gleichzeitig, was wieder zu einem Widerspruch führte, war ich mir der Tatsache bewusst, wie aussichtslos und heroisch während des

Zweiten Krieges der Kampf der größten Widerstandsarmee Europas, der *Armia Krajowa*, gegen die Polen okkupierenden Deutschen war, wie teuer die Verluste waren, wie zahlreich die Opfer, auch später die aus den Henkerhänden der Sowjets, die 1944 ostwärts der Weichsel auf Stalins Befehl seelenruhig gewartet hatten, bis sich die Aufständischen gänzlich ausbluten würden.

Den Warschauer Aufstand und das NKWD-Verbrechen von Katyn bei Smolensk, wo zigtausende Offiziere und Repräsentanten der polnischen Elite von den Sowjets per Nackenschuss ermordet wurden, durfte man im Sozialismus nirgendwo offiziell erwähnen, obwohl wir wussten, was in Warschau und Katyn im Krieg passiert war.

Die Pariser Exil-Zeitschrift *Kultura* versorgte nach 1945 ihre Landsleute in der Volksrepublik Polen mit historischen Büchern und Heften, die ausreichend Beweise für die Verbrechen der Nazis und Sowjets lieferten. Und jeder Intellektuelle kannte Józef Mackiewicz, den konservativen Schriftsteller und Emigranten aus München, der 1941 auf Einladung der Deutschen Wehrmacht Katyn besuchen und die Massengräber mit polnischen Offizieren begutachten durfte. Mackiewicz ist bis heute eine umstrittene Gestalt, doch die dichtenden Kosmopolen, die Jerzy Giedryoc, der *Kultura*-Verleger, um sich und seinen Exilverlag in Paris geschart hatte, kämpften allerdings auf ihre eigene Art und Weise gegen die Dämonen des polnischen Nationalismus, zumal sie ihn in den Zeiten zwischen den beiden Weltkriegen an eigener Haut erleben durften, wie zum Beispiel Witold Gombrowicz oder Miłosz. Gombrowicz' Roman *Trans-Atlantik*, dessen Autor in Argentinien und später in Frankreich gelebt hatte, demontiert sarkastisch die Mentalität des polnischen Mannes, der sich für einen Patriot hält – vor allem aber für einen unabhängigen Geist, dem aufgrund seiner polnischen Herkunft im Prinzip alles erlaubt ist. Der Roman ist eigentlich eine böse Satire, und der sogenannte Sarmatismus, die Kultur des polnischen Adels, wie auch die Epoche der Romantik werden in diesem Buch auf ihre Schwächen und Imponderabilien untersucht, sodass insgesamt ein urkomisches und vor allem lästerliches Bild des Polen und seiner Heimat entsteht: Nationale Devotionalien werden vom Altar niedrigerissen und regelrecht bespuckt.

In Miłosz' autobiografischem Essayband *West und Östliches Gelände* von 1961 geht es noch härter zur Sache, was die Kritik des polnischen Nationalismus angeht: Sein Buch wird von den polnischen Nationalkonservativen heute oft zitiert, aber als ein Beispiel des Antipolentums. Wen wundert's! Beide Autoren, Gombrowicz und Miłosz, waren Zeitzeugen, die in den Zwanziger- und Dreißigerjahren ihres mörderischen Jahrhunderts den Siegeszug des Diktators Józef Piłsudski, aber auch den des Herausforderers und Gegners Roman Dmowski, eines Nationalisten und Antisemiten, alltäglich erleben durften – in den Zeitungsberichten, im Rundfunk oder gar auf den Straßen.

In *West und Östliches Gelände* schreibt Miłosz über den tiefen Schmerz der Ratlosigkeit, die sich in ihm eingenistet hat, sah er doch oft keine Rettung mehr für seine hart geprüfte Heimat, zumal das Ende des sowjetischen Imperiums auch für ihn in weiter Ferne zu liegen schien (in meiner Übersetzung): »Die kommenden Jahre, Jahrzehnte, nahmen für mich, wenn ich auf der Straße ging, ein wachsames und angespanntes Aussehen völliger Sinnlosigkeit an, und was auch immer ich bisher erlebt hatte, hatte sich nach einer kurzen Zeit der Erleichterung oder Selbstverteidigung angestaut und verdichtet, sodass ich bereit war zu behaupten – ich gebe es ehrlich zu –, dass auf diesem Teil Europas ein Fluch lastet, dass da nichts mehr hilft. Und es kann sein, dass ich, wenn mir ein Weg gegeben worden wäre, dieses Land vielleicht in die Luft gesprengt hätte, damit Mütter nicht mehr um ihre siebzehnjährigen, auf den Barrikaden getöteten Söhne und Töchter trauerten, damit das Gras nicht mehr auf der Asche von Treblinka, Majdanek und Auschwitz wüchse, damit der Klang einer Mundharmonika nicht auf alptraumhaften, zertretenen Dünen der Vororte und unter einer Zwergkiefer ertönte. Denn es gibt eine Gattung des Mitleids, das man nicht ertragen kann, und dann wird sein Objekt – zumindest subjektiv – in die Luft gesprengt, d. h. wir werden nur noch von einem einzigen Wunsch überwältigt: nicht mehr hinschauen zu müssen.«

Das Gift des Nationalismus, gepaart mit dem Gift einer Ideologie wie der kommunistischen in sowjetischer Ausführung zum Beispiel, ist die explosivste Mischung, weil dann der Mensch auf ein austauschbares Objekt reduziert wird: auf ein kleines Rädchen in der Weltgeschichte, zu deren

Diensten er stehen muss, und wenn es nötig wird, wird sein Leben sogar geopfert: für die große Sache!

Kaum einer hat dieses doppelte Gift so bitter erfahren wie Gustaw Herling-Grudziński, der Kosmopole aus Neapel, der als Redakteur für die *Kultura* in Paris und seinen Freund Jerzy Giedryoc titanische Arbeit geleistet hatte. Herling, wie man ihn in Deutschland verkürzt nennt, schrieb als ehemaliger NKWD-Häftling und -Opfer wie auch Anders-Armee-Soldat, der bei Monte Cassino gegen die Deutschen gekämpft hatte, neben seinem Gulag-Lagerbericht *Welt ohne Erbarmen* von 1951 Erzählungen und ein gigantisches Tagebuch, das, in den Fünzigern begonnen, tatsächlich erst mit seinem Tod geendet hatte: im Jahre 2000. Sein Schwiegervater war Benedetto Croce, ein Humanist und Antifaschist, der wohl das 19. Jahrhundert und seine Mechanismen, die zu den Katastrophen des Ersten und Zweiten Weltkrieges wie auch zum Siegeszug des Faschismus und Kommunismus geführt haben, von allen Philosophen seiner Epoche am sensibelsten verstand und beschrieb. Herling selbst, obwohl er den »Runden Tisch« von 1989, der in Polen Dissidenten und Kommunisten vereinigt und zu den ersten, fast freien Wahlen geführt hatte, als einen Verrat betrachtete, weil in Polen Kommunisten und ihre Handlanger für ihre Verbrechen laut seiner Thesen nicht ausreichend zur Verantwortung gezogen worden seien und zwar sofort nach der Wende, ist für die heutige polnische nationalkonservative Regierung ein Heros ersten Ranges. Hier taucht schon der nächste Widerspruch auf: Herling verabscheute den Nationalismus – genauso stark, wie es seine Freunde Ignazio Silone oder Nicola Chiaromonte taten, die beiden kritischen Kommunisten, Antifaschisten und Herausgeber der Zeitung *Tempo presente*. Herling würde sich heute solche Parteien wie die PiS oder die AfD mit Entsetzen anschauen: wie auch die heutigen Demonstranten, die mit satten Bäuchen auf die Straße gehen und eine Konstitution, also ein juristisch-demokratisches Heiligtum, mit der regierenden Partei identifizieren: im Guten wie im Bösen.

Man sollte sich auch in diesem Zusammenhang einfach vor Augen führen, was Herling in seinem sowjetischen Gulag-Lager erlebt hat: als junger polnischer Soldat, der einfach nur Schriftsteller werden wollte.

Ich erinnere mich an die Gespräche zwischen den Häftlingen, die er in seinem Lagerbericht wiedergibt. Die Deutschen hätten, so das Narrativ des Kosmopolen aus Neapel und seiner Leidensgenossen in seinem Buch, eine äußerst effektive und gnadenlose Methode entwickelt: die Gaskammern. Aber die Sowjets hätten noch grausamer sein wollen, noch effektiver als Hitler – in ihren Gulag-Lagern sollten die Häftlinge einen langsamen und qualvollen Tod erleiden, über viele Jahre hinweg, sinnlose Arbeiten ausrichtend im Wald, vor allem im Winter.

Es ist auch kein Wunder, dass Herling, ein großer Bewunderer der Dichtung von Miłosz, den er sogar in seinen jungen Jahren zu einer Lesung nach Warschau eingeladen hatte – natürlich lange vor dem Zweiten Weltkrieg –, den Essayband *Verführtes Denken* von seinem hochtalentierten Freund aus Wilna als eine mehr oder weniger abstrakte und erdabgewandte Lektüre empfunden hatte. Nach fünf Jahren im diplomatischen Dienst der Volksrepublik Polen – in Washington und Paris – hatte Miłosz ausreichend viel Zeit gehabt, um zu sehen und zu analysieren, was Stalinismus in Wirklichkeit bedeutet.

Miłosz' *Verführtes Denken* handelt dabei eigentlich von den hegeli-anisch-marxistischen Versuchungen, denen der junge kommunistische Staat in Polen seine besten Intellektuellen ausgesetzt hatte; vor allem erzählt aber dieser Essayband von der Schwäche der Intellektuellen, die sich selbst belügen, verstecken oder beim Morden mitmachen mussten, um in dem stalinistischen System überhaupt überleben zu können. Für Herling, der dem Tod im Gulag-Lager täglich begegnet war, weil die Häftlinge vor Erschöpfung und Hunger wie Fliegen kreppten, erschien Miłosz' Essayband wie eine gut gemeinte, dem Humanismus verpflichtete Kopfgeburt eines erfolgreichen und zugleich verzweifelten Diplomaten, Dichters und Intellektuellen – mehr nicht. Miłosz' geniale psychologisch-soziologische Analyse der menschlichen Verhaltensweisen in einem Regime hatte Herling natürlich begriffen, aber trotzdem warf er seinem kosmopolnischen Freund vor, dass er letztendlich die endgültige Grausamkeit der sowjetischen Wirklichkeit unter Stalin nie verstehen werde, weil ihm die Gulag-Lagererfahrung fehle. Dieser Konflikt ist bezeichnend, denn er zeigt, wie wichtig die Widersprüche für das Verstehen historischer und

kulturgeschichtlicher Prozesse sind: sobald es um zwei Dinge geht – das Überleben in einem Gulag-Lager und das Überleben in der Elite eines Regimes, dem eine radikale Ideologie den Weg beleuchtet.

Sie werden sich natürlich fragen, warum ich eigentlich all diese Geschichten hier erzähle. Schließlich geht es doch um meine Poetikdozentur. Ja, klar. Darum geht es.

Aber ich musste als polnischer Autor, der auf Deutsch schreibt und der damit auch ein deutscher Autor geworden ist, einen sehr langen Weg zurücklegen. Mir ist in meiner Volksrepublik Polen vor allem eine Identität in die Wiege gelegt worden: die nationale, der ich mich mein Leben lang hätte verpflichtet fühlen sollen – solch einen Eindruck gewann ich schon schnell, weil ich bereits ein aufgeweckter und nonkonformistisch eingestellter Jugendlicher war. Und ich war mit dieser Aufbürdung auch dann nicht einverstanden, als nach der Wende in Polen und anderen ehemaligen Ostblockländern ein langsamer Prozess der Demokratisierung einsetzte. Ich wollte auch nicht auf meine antikommunistische Haltung reduziert werden, zumal diese in Polen stets populär war und damit auch letztendlich wenig glaubwürdig: Jeder behauptete, er sei Antikommunist.

Unter anderem deshalb musste ich auf der Suche nach meinem Kosmopolen einen so langen Weg zurücklegen, weil ich zudem auch noch die folkloristisch-katholische Identität aus meiner Bartensteiner Provinz mit der atheistischen, staatlich verordneten kombinieren musste, und beide Ideologien verursachten automatisch zahlreiche Widersprüche für meine existenzielle, ja ontologische Situation.

Schlimm genug ist aus diesem Grunde der Versuch einzelner Ignoranten in unserem heutigen Deutschland, den ehemaligen Bürgern aus dem sozialistischen Lager den Vorwurf zu machen, wenn auch ganz leise, sie hätten viel zu oft eine sogenannte postnationale Geschichtsperspektive. Wie bitte? Polen hat sich zum Beispiel bis heute von den Schrecken der deutschen Okkupation noch nicht richtig erholt – genauso wie die Juden, ihre Brüder und Schwestern, tragen sie tiefe Narben. Die ehemalige DDR wohnt nach wie vor in vielen gekränkten Seelen und »Intellekten«, weil die DDR ein terroristischer Unterdrückungsapparat gewesen ist – das Leid der Opfer aus dem ehemaligen Ostblock wird in Westeuropa allerdings viel zu

oft rationalisiert und vor allem im Kontext des Kalten Krieges analysiert: die Individuen mit ihren Idiosynkrasien und das Psychoanalytische bleiben dabei auf der Strecke.

Nun, ich sehe die Rückkehr des Autoritären und auch der Nationalismen, wie sie erschöpfend in Hannah Arendts großem Werk *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft* ausgeforscht wurden, vor allem in der Unfähigkeit des heutigen Bürgers und seines Staates, die Traumata der Vergangenheit, sprich: des 20. Jahrhunderts, verarbeiten zu können. Geschichte per se dient wieder der Instrumentalisierung durch Individuen, Parteien, Vereine, Institutionen, Regierte und Regierende, Verrückte und Erdabgewandte, psychisch Labile und Hörige im Stil des Untertanen Diederich Heßling. Und die Sehnsucht nach der Bewahrung eines vermeintlich glücklichen Zustands, den man in der Vergangenheit einmal glaubte besessen zu haben, was nach Leszek Kołakowski typisch für rechtskonservative Bewegungen sei, wird heute angesichts der Herausforderungen in der globalisierten Welt immer größer – deshalb finden obskure Wahrheitssäer und Propheten so viel Anklang, selbst bei vermeintlich gebildeten Bürgern: Sie alle widmen sich der Mythologisierung der Vergangenheit, wovor durchaus auch die Schriftsteller nicht gefeit sind.

Natürlich, mein 20. Jahrhundert ist ein anderes als das meiner Freundin aus der Metzlerstraße in Frankfurt am Main, die in Westdeutschland geboren wurde und in der Deutschen Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit Landesdirektorin gewesen ist: Sie kennt die Probleme im Nahen Osten, in Israel und Palästina, sowie in Südafrika aus erster Hand; sie hat den Friedensprozess im Nahen Osten über viele Jahre hinweg begleitet, wobei ich ihre Desillusionierung und Enttäuschung über den täglichen Terror, die täglichen Kämpfe in Syrien oder über den Konflikt in Palästina rational und kulturgeschichtlich nachvollziehen kann. Aber sobald wir auf Osteuropa und mein Polen zu sprechen kommen, muss ich Monologe halten und Erklärungen und Antworten liefern, da das Wissen meiner Freundin über die Geschichte Polens und das schwierige Verhältnis zwischen meinem Geburtsland und Deutschland minimal ist. Sie hat stets viele Fragen. Und sie ist oft ratlos.

Nichts anderes erlebte der Historiker Tony Judt, als er anfang, sich mit

Osteuropa und speziell mit Polen zu beschäftigen: Zu Anfang war er ratlos, weil er schnell begriffen hatte, wie wenig er über diesen Teil Europas wusste. Er begann mit der Lektüre des exzellenten Marxismus-Kritikers Leszek Kołakowski, den er sogar persönlich kennenlernen durfte. Kołakowski lehrte lange Zeit in Oxford, aber bevor er im Exil seine Karriere vorantrieb, wurde er 1968 als intimer Kenner der kommunistischen Doktrin und Theodizee in der Volksrepublik Polen zur Persona non grata erklärt. Er musste emigrieren, und der damals Ende der Sechzigerjahre geisteswissenschaftlich und intellektuell aufstrebende und blutjunge Tony Judt, der immerhin schon die Erfahrung des Wohnens und Arbeitens im Kibbuz gemacht hatte, las Kołakowskis dreibändige Ausgabe *Die Hauptströmungen des Marxismus – Entstehung, Entwicklung, Zerfall* wie eine Bibel und begriff, wie unterschiedlich die Herangehensweisen und Perspektiven der westlichen Linken und der osteuropäischen Kommunisten und Dissidenten waren. Man vergisst heute viel zu schnell, dass die jungen Linken der BRD, die in den Sechzigern und Siebzigern aktiv waren, und wenn auch nur als Sympathisanten, die DDR verherrlichten – genauso wie französische Linke die Sowjetunion glorifizierten. In *Nachdenken über das 20. Jahrhundert* schreibt Judt: »Auch das Ergebnis des Zweiten Weltkrieges schien Stalins Weitsicht zu bestätigen. Die westlichen Verbündeten und viele ihrer Bürger waren sofort bereit, als Gegenleistung für den sowjetischen Beitrag zur Niederschlagung des Faschismus die sowjetische Darstellung zu übernehmen. Nicht nur die sowjetische Propaganda stellte etwa das Massaker von Katyn als deutsches Verbrechen dar. Die meisten Leute im Westen fanden die sowjetische Version plausibel, und wenn sie Zweifel hegten, so sprachen sie nicht darüber.«

Die Erfahrung des Realsozialismus, wie ich sie in der Volksrepublik Polen gemacht habe, betraf ja nicht nur die Desillusionierung darüber, dass die Verfolgung von Dissidenten und Regimegegnern für immer zum Alltag gehören würde. Der Versuch der Dissidenten und streikenden Arbeiter, dem Sozialismus ein menschlicheres Gesicht zu verpassen, scheiterte spätestens 1989 gänzlich, als der Ostblock die Prozesse der Demokratisierung in Gang setzte. Doch wie wichtig diese Erfahrung der Desillusionierung über die Unumsetzbarkeit einer Utopie, die ich im Realsozialismus

machen durfte, ist, eben nicht nur phänomenologisch, sondern realistisch, im täglichen Leben und Umgang mit einem kommunistischen Regime verankert, merkte ich während meiner Gespräche mit meinem Freund Dr. Rodrigo Naranjo aus Santiago de Chile. Er, ein linker Philosoph und ein absoluter Gegner der Pinochet- und DINA-Diktatur, unter der seine ganze Familie gelitten hatte, konnte sich nicht vorstellen, warum der Sozialismus in Polen gescheitert ist, obwohl er Leszek Kołakowski oder Jan Tomasz Gross kennt und über ein soziologisches Basiswissen verfügt. Es ist daher kein Wunder, dass Jean Paul Sartre Miłosz' Essayband *Verführtes Denken*, der von dem sogenannten »hegelianischen Stich«, wie man in Polen die ideologische Vergiftung durch den Marxismus beschreibt, erzählt, nur strikt ablehnen konnte. Auch Pablo Neruda war Miłosz lange Zeit nicht wohlgesinnt – sie alle blendeten lange den sowjetischen Terror aus, die Gulag-Lager, die Gefängnisse, die brutalen und mörderischen Niederschlagungen der Arbeiterdemonstrationen, die Flucht der Dissidenten in den Westen, die Jahre 1956 in Ungarn und Polen. Die vielen Fehler, die Salvador Allende während seiner Amtszeit bis 1973 gemacht hatte.

Dabei ist der Marxismus, betrachtet als eine gescheiterte, homozentrische Ideologie und Utopie des 20. Jahrhunderts, ideengeschichtlich einer vertieften und detaillierten Auseinandersetzung wert, während der Nationalsozialismus, was sich vor allem Vertreter der Neuen Rechten stets vor Augen führen sollten, absolut nichts zu bieten habe, wie Tony Judt in *Nachdenken über das 20. Jahrhundert* schreibt; ich zitiere: »Für mich gibt es keinen einzigen Nazi-Intellektuellen, dessen Überlegungen als interessanter Beitrag zur Ideengeschichte (...) gelten können.«

Noch deutlicher ist Albert Camus geworden, der kurz nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs auf Einladung von Nicola Chiaromonte an der Columbia University in New York eine Rede über die Gefahren des Hitlerismus gehalten hatte. Chiaromontes Freund Gustaw Herling, der Kosmopole aus Neapel, rekapituliert die Essenz dieser Rede in seinem berühmten *Tagebuch bei Nacht geschrieben*. Im Eintrag vom 18. Januar 1976 schreibt er (in meiner Übersetzung): »Hitler gibt es nicht mehr, doch seit seinem Verschwinden wissen wir ein paar Dinge mehr. Erstens: dass das Gift, das mit dem Hitlerismus ansteckte, nicht beseitigt ist; es steckt noch

Identität der Kosmopoliten und die Rückkehr der Nationalismen

in jedem von uns. Wer auch immer heute über die menschliche Existenz in Begriffen der Macht, des Nutzens und der historischen Aufgaben spricht, verbreitet dieses Gift; er ist ein Verbrecher, ein wirklicher oder ein möglicher. Wenn nämlich das Problem des Menschen auf irgendeine Art von historischer Aufgabe reduziert wird, egal, welche, ist er nichts als das Rohmaterial der Geschichte, und man kann mit ihm machen, was man will.«

Ja, Camus hat recht, das ewige Gift des Hitlerschen Rassismus und Faschismus schläft nicht, es kann jederzeit aufwachen und uns angreifen. Deshalb ist meine Angst vor den Nationalismen nicht bloß ein Ergebnis meiner Sorge um die Zukunft oder gar ein Ausdruck der Kapitulation meines homozentrischen Bewusstseins; es ist eine Angst, die ich sozusagen aus der sozialistischen Praxis kenne, aus meinem Heimatland Polen. Der Kommunismus hat mir mein Vaterland gestohlen, und jetzt versuchen es ihm die Nationalkonservativen nachzumachen, die sich vor allem durch eine Schwäche auszeichnen: durch das Fehlen jeglicher Toleranz gegenüber Andersdenkenden, die ihrem einzigrichtigen und -wahren Glauben nicht frönen. Apropos Widersprüche: In einem FAZ-Interview lobte Jarosław Kaczyński, der im Prinzip Polen seit 2015 im Alleingang regiert wie ein Diktator, Carl Schmitt in den Himmel. Man muss in diesem Zusammenhang die Geistesverwandtschaft nicht allzu sehr bemühen, sie ist bei den beiden Herren offensichtlich, viel interessanter sind außerdem wieder die Widersprüche, welche einem in diesem Kontext sofort ins Auge springen; Kaczyńskis Forderung zugleich nach Reparationen für die irreparablen Menschenverluste und für die unvorstellbar große Zerstörung des kulturellen und wirtschaftlichen Potenzials Polens während der Nazibesetzung im Zweiten Weltkrieg steht im Widerspruch zu seiner Bewunderung für den umstrittenen Juristen der Nazis und dessen Kampf für einen modernen autoritären Staat, in dem Ernst Jüngers Waldspaziergänger ihre konservative, antidemokratische Revolte endlich gänzlich ausleben könnten.

Mich interessiert aber an dieser Stelle vielmehr die Frage der Schuld und der Beziehung zwischen den Opfern und Tätern. Psychoanalytisch das Ganze betrachtend stellen wir fest, dass beide in Zeiten des Friedens oft

eine symbiotische Beziehung eingehen, die verschiedenste, sehr komplexe Formen, auch sadistisch-masochistische, annehmen kann, was kongenial der Film *Der Nachtportier* von 1974 zeigt – in der Hauptrolle die talentierte und junge Charlotte Rampling, die eine ehemalige KZ-Insassin spielt, welche nach dem Krieg ihren SS-Henker wieder trifft. Nationalisten können ehemalige Nationalisten sozusagen »ausnehmen wie eine Gans«, sie versprechen sich zumindest sehr viel, denn sie fühlen sich durch ihre Opferrolle bestätigt in ihren Forderungen: Ihr erstarktes Nationalbewusstsein empfinden sie ebenso als etwas Natürliches und Konsequentes, wollte man sie doch einst töten und vernichten, ja ausrotten. Und, wie Theodor W. Adorno, in seiner 1967 gehaltenen, postum veröffentlichten und zum Bestseller gewordenen Rede *Aspekte des neuen Rechtsradikalismus* schreibt, die rechtsradikale Bewegung brauche keine plausiblen Argumente, sondern Propaganda, und der autoritär auftretende Leitwolf dieser müsse das Unterbewusstsein seiner Gefolgschaft ansprechen. Er schreibt dazu weiter: »Die unbewussten Tendenzen, welche die autoritätsgebundene Persönlichkeit speisen, werden also nicht etwa von dieser Propaganda bewusst gemacht, sondern im Gegenteil, sie werden noch mehr ins Unbewusste gedrängt, sie werden künstlich unbewusst gehalten.«

Ich musste viele Romane, viele Essays und Gedichte schreiben, musste nicht nur das deutsch-polnische, das deutsch-israelische und das polnisch-israelische Verhältnis erforschen, um mir eine angenehme und nicht störende Brückenbauerweitsicht zu schaffen – doch erst durch die Reisen nach Chile und Südafrika wurde mir bewusst, wie universell psychologische Gesetze greifen, wenn es um das Opfer-Täter-Verhältnis geht. Vermutlich deshalb gelang es mir, meinen Roman *Drang nach Osten* zu schreiben, weil mir während all der Jahre in Deutschland und auf Reisen zu anderen Kontinenten auch klar geworden war, wie schwer es ist, zu urteilen und die Wahrheit zu finden, sie mit Farben auszufüllen, die nicht lügen. Denn als Erzähler will ich nur die Figuren und die Bilder sprechen lassen, und meine Leser werden selbst entscheiden, woher das Böse komme, wer einen Gloriaschein verdiene, wer eine Strafe. Mein dichterisches Unternehmen ist jedoch nicht einfach auszuführen, obwohl ich wie Tolstoi dem Guten mehr abgewinnen kann als dem Zweifeln am Menschendasein.

Identität der Kosmopolen und die Rückkehr der Nationalismen

Ich bin nämlich in einem dialektischen Staat aufgewachsen, der bis heute mit all seinen Widersprüchen leben und sich trotzdem weiter entwickeln muss: Er wird noch viel Zeit brauchen, um seine Vergangenheit und Gefangenschaft in einer Ideologie zu verarbeiten, Verhaltensmuster abzulegen, die eigene Schuld zu erkennen, die Opferrolle zu neutralisieren. Ich kam aber in ein Land, das ebenso voller Widersprüche ist – schon allein aufgrund der Tatsache, wie Adorno in seiner Rede richtig schreibt, »daß ja im Jahr 1945 die wirkliche Panik, die wirkliche Auflösung der Identifikation mit dem Regime und der Disziplin, nicht, wie etwa in Italien, stattgefunden hat, sondern daß das bis zuletzt kohärent geblieben ist.«

Es war daher für mich selbstverständlich, dass ich in Deutschland Kosmopole werden musste und auch die Einladung an meine Freunde und Leser gerne aussprechen würde, meine Republik Kosmopolen zahlreich zu besuchen und sogar zu bevölkern. Ich erinnere mich zum Beispiel an das Jahr 1989 auch deshalb mit Melancholie, weil ich im Sommer dieses Jahres meinen Zivildienst in einem Behindertenheim antrat: Es herrschte zur Zeit meiner Verweigerung, die schriftlich eingereicht werden musste, immer noch Kalter Krieg. Im Behindertenheim traf ich dann Überlebende der Nazidiktatur, und die einzige Sorge der Direktion war, dass ich – herrschte doch außerhalb der Mauern des Behindertenheimes Schweigepflicht – ein Dienstgeheimnis meinen Polen hinter dem »Eisernen Vorhang« ausplaudern könnte. Eine geistig behinderte Frau, eine Überlebende, mit der ich befreundet war, sagte mir einmal, dass sie von den zwei Welten wisse – von der Welt da draußen, in der angeblich »normale« Menschen leben würden, und von der Welt in ihrem Heim, das sie niemals werde verlassen dürfen. Mir drückten sich Tränen in die Augen, als ich ihre Worte zu hören bekam – ich war erst zweiundzwanzig Jahre alt, hatte mein Vater- und Mutterland im Wirrwarr des 20. Jahrhunderts verloren, lebte in der Dialektik der Aufklärung wie ein Rädchen in der Weltgeschichte, aber diese meine Freundin aus dem Behindertenheim sprach eigentlich von meinem Leben und in meinem Namen: Ich war beeindruckt und fühlte mich darin bestätigt, dass faschistisches, Hierarchien strikt folgendes Denken gefährlich und schäbig ist, insbesondere bei Dichterinnen und Dichtern,

die zwar ihren Schreibstil und ihr Handwerk perfekt beherrschen, aber nicht die Gedanken und Auswüchse ihres damit fragwürdigen Intellekts.

Es fällt mir auch schwer, meine eigene These von der gefährlichen Rückkehr der Nationalismen innbrünstig zu verteidigen. Eigentlich wachen sie nun wieder bloß auf und fletschen ihre Reißzähne. In dem Kontext muss ich noch einen meiner Lieblingsessays über diese schwierige Thematik der Überbetonung der nationalen Identität kurz erwähnen.

Zwei Vaterländer, zwei Patriotismen von Jan Józef Lipski, geschrieben und publiziert im Jahre des Kriegsrechtseinführung durch General Wojciech Jaruzelski, ist ein kleines Meisterwerk des soziologisch-historischen Studiums der polnischen Megalomanie. Lipskis Skizze, die nicht nur bei polnischen Nationalisten für Schluckauf gesorgt hat, sondern auch bei so manchem seiner Kampfgenossen, ist aber zugleich eine Art Versöhnungstext, in dem es hintergründig um polnische Traumata und Versöhnung zwischen den Polen und ihren Nachbarn Deutschland, Russland, Tschechien und der Ukraine geht, aber auch um Versöhnung mit den Juden. Doch, was der Titel dieser exzellenten Skizze verrät, die auch ins Deutsche übersetzt wurde, in Lipskis scharfsinnigen Beobachtungen und Blicken auf polnisch-europäische Geschichte geht es auch um die Dekonstruktion der polnischen Mythen und des polnischen Nationalismus, was nicht bedeutet, dass der Patriotismus per se ausschließlich eine Domäne der Nationalkonservativen ist.

Lipski ist ein Kind der 68er Revolution, allerdings auf polnischem Boden, da sie sich an der Weichsel gänzlich anders abgespielt hat als im Westen, und obwohl polnische Studenten und Dissidenten, meist junge Leute, auf die Straße demonstrieren gegangen sind, so haben sie sich gegen das kommunistische Regime, gegen die Absetzung der *Totenfeier* von Adam Mickiewicz im Nationaltheater in Warschau, gegen Mieczysław Moczars propagandistischen, parteilich verordneten Antisemitismus gewandt und für die Freiheit des Wortes eingesetzt. In seiner Skizze warnt Lipski uns vor der Krankheit des falschen Patriotismus (in meiner Übersetzung): »Seien wir vorsichtig und misstrauisch gegenüber jeder neuen Kampagne des ›Patriotismus´ – wenn es sich also bei ihr um eine unkritische Vervielfältigung der Lieblingslogans der nationalen Megalomanie handelt. Hinter

der Phraseologie und der Requisitensammlung, die für die Polen meistens angenehm sind, lauern zynische Sozialingenieure, die nachsehen, ob der Fisch beißt: auf Ulanen-Tschako, auf Husarenflügel, auf Tarnparkas der Aufständischen. »Das ist etwas in der Art von einem Sumpf, geht man mal dorthin, zieht es dich immer tiefer hinein«, schreibt Miłosz in seinem *Moralischen Traktat*.«

Ich war in meiner Kindheit misstrauisch, so wie ich heute in Deutschland misstrauisch bin. Und selbst als ich in unserem Stadtpark nach dem menschenkopfgroßen Beschwerungsstein für meine polnische Großmutter Natalia und ihr Fass voller Sauerkraut suchen musste, war ich misstrauisch, da selbst ein Stein der Weisen uns verführen und zu Dienern einer todbringenden Ideologie machen kann. Aber ich habe nie das Ziel meiner Kosmopolenrepublik aus den Augen verloren – trotz all der Widersprüche, die mein Denken und Schreiben maßgeblich geprägt haben –, das da lautet: Aus allem, was da ist, positive und poetische Energie zu schöpfen, um den Dialog mit den Menschen, Fischen, Feldgrillen und Sternen von meinem Moränensee in Ermland und Masuren in der Welt fortzusetzen.

Der Sauerkrautstein

Du schleppest ihn mit Dir seit Deiner Eselsohrgeburt,
Du ostbaltischer Sternenschlepper,
Er wächst Dir aus dem Rücken heraus wie die Jacht Omega:
Der Sauerkrautstein, den Du September für September
Für Deine Großmutter Nacia,
Die Zwangsarbeiterin aus Bartenstein-Bartoszyce,
Auf den kommunistischen Elysäischen Gefilden Ostpolens gesucht hast:
Auf den Tennisplätzen im Stadtpark, wo nachts vergewaltigt und geliebt wurde,
Was das Zeug hielt, wenn jemand liebesgierig nicht niet- und nagelfest war –
Im violetten Stadtpark, wo nachts die Heiligen Marien ihre Röcke zunähten,
Vor billigen Apfelweintränen auswrangen und auf einer Holzbank
Oder im Dickicht der Holundersträucher
Befleckte manichäische Babys empfangen:
Von Heiligen Geistern aus der Wodkaflasche.

Und unterwegs nach Sestos drehen sich die Passanten und Reisenden
 Nach Dir um und zeigen mit den Fingern auf Deinen Buckel und sagen:
 »Schauf! Dieser Mann trägt offenen Hemdkragens einen Sauerkrautstein
 Auf seinem Rücken! Schämt er sich nicht, weiß er nicht,
 Dass wir auch leiden – dass nur Christus dem Ermländer erlaubt ist,
 Einen Film über Seinen antitheologischen Bahnhofsweg zum Golgatha zu drehen,
 Nach Seiner eigenen Fassung und Licentia poetica?«
 »Schauf!«, staunen sie auch in Kairo und Jerusalem –
 Und nicht nur in Krakau und Rom –
 Auf den Bahnsteigen und Rolltreppen der Flughäfen:
 »Dieser Mann hat einen kranken Buckel –
 Ein Sauerkrautstein wächst ihm aus dem Rücken heraus,
 Und er trägt ihn für das gärende Kellerherzfass seiner Großmutter Nacia!«
 Und diese alte katholische Hexe und Zwangsarbeiterin schickt
 An einem Septembernachmittag, wenn der verspätete Regenwind
 Immer noch nach Altweibersommer Sehnsucht hat,
 Ihr Enkelkind schon wieder auf die Suche nach dem Lapis philosophorum,
 Auf die kommunistischen Elysäischen Gefilde Ostpolens schickte sie es,
 In den Stadtpark und auf die Tennisplätze von Bartenstein-Bartoszyce:
 Obwohl sie 1999 ihren Bienenstock auf den katholischen Molkereifriedhof verlegt hat.
 Aber so gärt eben das Leben in Ermland und Masuren weiter, ohne Anfang und Ende,
 Und deshalb heißt auch seine Hauptstadt Allenstein-Olsztyn – Regierungssitz
 Von Plus und Minus, von der Hassliebe zwischen Sokrates und Aspasia,
 Von Athen und Troia, von Saulus und Paulus, von Bartel und Gustabalda,
 Und von Dir natürlich auch, Du buckliges, siedendes Sauerkrautkind Europa
 Und der Pruzzenprovinzen, weil das All ein Stein ist.

Verden – Worpswede, August bis Dezember 2012

Aus: *Bartel und Gustabalda*, Gedichte, Parasitenpresse, Köln 2019.

